

lassen.

»Nein!«, sagte einer der Männer. Ein anderer nahm sie im Notarztwagen mit. Sie saß auf dem Beifahrersitz, mit angespanntem Körper, den Blick nur auf dieses blinkende Blaulicht am Fahrzeug vor ihnen gerichtet.

Von irgendwoher dringt ein anhaltender Piepston in ihren Kopf, jemand rennt über den Gang, rennt an der offenen Tür des Zimmers, in dem ihre Tochter liegt, vorbei. Annes Herz schlägt schmerzhaft. Vor Stunden hat man ihr gesagt, sie solle heimgehen.

»Sie können jetzt nichts für Ihre Tochter tun«, meinte jemand, »gehen Sie nach Hause, Frau Berger.«

Sie hatte genickt – und sich nicht gerührt. Ihr Körper war nicht fähig, aufzustehen und irgendwohin zu gehen. Er ist noch immer nicht fähig dazu. Sie sitzt da, die Füße ordentlich nebeneinander gestellt, die Hände im Schoß gefaltet, der Rücken gerade. Ob jemand dieses

schreckliche Gefühl verstehen kann, nicht zu wissen, wie dem eigenen Kind zu helfen ist?

Wenn Anne den Kopf nicht dreht, um ihre Tochter anzusehen, dann starrt sie auf einen Riss in der Wand ihr gegenüber. Je länger sie ihn anstarrt, desto dringlicher wird das Gefühl, dass dieser Riss sich erweitert. Dass er zur Schlucht, zum Graben wird, in den sie sich stürzen kann. Wohin sollte sie sonst gehen, sie lebt nicht mehr in dieser Stadt. Zur Wohnung ihrer Tochter hat sie einen Schlüssel, aber sie kann sich nicht an die Adresse erinnern. Als sie nach dem Telefonbuch und der Notrufnummer suchte, war ihr auf dem Schreibtisch der große Umschlag mit der Aufschrift »Mein Testament« aufgefallen, daneben, fein säuberlich geschichtet, ein Stapel Briefe. An die Elektrizitätsgesellschaft, an die Post, an den Vermieter der Wohnung, an ihren Vater. Und sie las noch andere Namen, von denen Theresa ab und zu erzählt hatte. Etwas abseits

war ein einzelner Brief an einen Stapel dicker Kladden gelehnt, auf dem stand: Für meine Mutter.

»Die Tagebücher sind für dich«, hatte Theresa gesagt. »Lies sie, vielleicht verstehst du dann.«

Anne könnte jetzt gar nicht in diese Wohnung zurückkehren.

Nicht die Tür öffnen und diesen unverkennbaren Geruch in der Wohnung, der seit vielen Jahren zu ihrer Tochter gehört, einatmen. Sie könnte jetzt nicht den an sie gerichteten Brief in die Hand nehmen, nicht das Blut auf dem Laken im Bett sehen, nicht die Plastikreste von Spritzen und was vielleicht sonst noch herumlag wegräumen.

»Ihre Tochter ist über den Berg«, sagt jemand.

Sie glaubt es nicht. Sie glaubt nichts mehr, sie weiß nicht, was sie denken soll.

»War es richtig, erst heute zu kommen?«,

fragt sie den Mann, der neben ihr steht und auf sie herunterschaut; sein Gesicht wirkt müde. Die Hände hat er in den Taschen seines weißen Kittels vergraben. »War es ein Fehler, dass ich zu früh gekommen bin – oder zu spät?«

Er zuckt mit den Schultern. »Gehen Sie nach Hause.«

Sie wendet den Kopf und sieht ihre Tochter dort liegen, kaum noch da, die dünne Bettdecke ist nur unmerklich gewölbt über dem mageren Körper. Sie sieht zu, wie dieser Körper sich immer wieder aufbäumt, wie die knochigen Hände an den Schläuchen zerren, dann fällt er zurück, wirkt wieder leblos.

»Komm nicht zu früh«, hatte ihre Tochter am Telefon gesagt. »Versprich mir, dass du mich diesmal gehen lässt. Unternimm nichts, falls du zu früh kommen solltest – bitte, versprich mir das. Ich könnte eine geschlossene Klinik nicht ertragen, und dort würden sie mich einweisen, wenn es nicht

klappen sollte. Ich bin nicht irre, ich bin nicht geisteskrank, und du weißt das. Lass mich sterben – versprich mir das.«

Anne hatte es versprochen, immer wieder. Was hätte sie anderes tun sollen. Dann war sie zu früh gekommen. Sie hatte das leere Tablettenröhrchen vom Fußboden aufgehoben, die Telefonnummer der Rettung gewählt, mit dünner Stimme Anlass und Adresse angegeben und während des Wartens auf das Läuten der Türglocke wortlos die eiskalte Hand ihrer Tochter gehalten. Dann war sie beiseitegetreten und hatte zugesehen, wie Leuchtpunktchen über Monitoren liefen, wie eine Spritze in den dünnen Arm ihrer Tochter gestoßen wurde, wie man einen Schlauch in ihren Mund zwängte und mit Pflaster verklebte. »Ich kenne Ihre Tochter«, sagte der Notarzt. »Ich habe sie schon in der Stadt bemerkt. Sie fällt auf, man kann sie nicht übersehen.«

Anne hatte ihn starr angeschaut und nichts